



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Das Selbst und die Anderen:
Zur Ontogenese des menschlichen Selbstbewusstseins“

Verfasserin

Annika Kohles

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 18.11.2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 298

Studienrichtung lt. Studienblatt: Psychologie

Betreuerin / Betreuer: Univ.- Prof. DDr. Lieselotte Ahnert

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	3
2. Auf der Suche nach dem Selbst	5
2.1. Das Selbst im Spiegel	5
2.2. Das Selbst in der Wiedererkennung.....	7
2.3. Das Selbst in der Körperlichkeit	9
3. Das Selbst als Eigenes	10
3.1. Piagetes Egozentrizität neu gedacht.....	10
3.2. Das Selbst und die eigenständige Erkundung.....	11
4. Das Selbst in der Interaktion.....	14
4.1. Imitationsverhalten: Das Korrespondenzproblem	16
4.2. Das AIM Modell: Wie ist Imitation möglich?	18
4.3. Analogie vom Selbst zu den Anderen.....	19
4.4. Die Idee des Selbst bei Meltzoff.....	23
5. Das Selbst in neuen Grenzen	25
5.1. Das Selbst und die Anderen	26
5.2. Das Selbst als Einer unter Anderen	28
6. Abschließende Bemerkungen	29
7. Literaturverzeichnis	30
8. Anhang.....	38
8.1. Abbildungsverzeichnis.....	38
8.2. Abstract (Deutsch)	38
8.3. Abstract (English)	39
8.4. Lebenslauf.....	41

1. Einleitung

Der neunte Lebensmonat und seine gravierenden Auswirkungen auf das Kind und die Interaktion mit der physischen sowie der sozialen Umwelt hat unter der Bezeichnung „*Neun – Monats – Revolution*“ (Tomasello, 2009, S. 61) als ein feststehender Fachbegriff Eingang in den Kanon der entwicklungspsychologischen Forschung gefunden. Neben den neuen Formen die Umwelt zu erkunden und mit Anderen in Interaktion zu treten, was sowohl mit dem Fokus auf sozialer Interaktion, dem sogenannten „Joint Attention“, (Tomasello, 1993) als auch mit dem Fokus auf emotionalen Austausch, die sogenannte „secondary intersubjectivity“, (Trevarthen & Hubley, 1978) vielfach untersucht worden ist, beginnt sich in diesem Alter auch die Fähigkeit zu entwickeln über das eigene Selbst zu reflektieren (Tomasello, 1995). Es bildet sich ein *Selbstbewusstsein* aus, im wörtlichen Sinn, ein Bewusstsein von sich selbst als Person, die Möglichkeit also sich selbst zum Gegenstand seiner Gedanken zu machen.

Diese Arbeit möchte versuchen die Frage zu beantworten, ob es möglich sein könnte einen Bogen zu schlagen von der Selbstreflexivität, von der Möglichkeit sich selbst als Objekt zu reflektieren, zurück zur spezifisch menschlichen Wahrnehmung und Erkundung der Umwelt und der Interaktion mit den Anderen vor dem 9. Lebensmonat? Wenn ja, auf welche Weise könnte die Erkundung der Umwelt und die Interaktion mit den Anderen als Basis für diese einzigartige Fähigkeit dienen? Und inwiefern könnte das Imitationsverhalten, welches sozusagen als Repräsentant der sozialen Interaktion in Erscheinung tritt, da es sofort nach der Geburt eine interpersonale Verbindung zwischen dem Selbst und den Anderen herstellt (Meltzoff, 1993), bei der Ontogenese des präreflexiven Selbst eine Rolle spielen?

Um diesen Fragen auf die Spur zu kommen soll versucht werden die Grenze der „dualistische[n] Subjekt – Objekt – Spaltung, wie sie besonders seit der Neuzeit das moderne Bewusstsein“ (Fuchs, 2000) prägt, aufzuweichen. Sobald diese Grenze weniger strikt gedacht wird, wird sich die Ontogenese des Selbst, die Interaktion mit Anderen und auch das Imitationsverhalten aus einer neuen Perspektive betrachten lassen.

Zunächst wird sich die Arbeit aber auf die Spuren des Selbst machen. Zu diesem Zweck werden drei naturwissenschaftliche Vorschläge das Selbst sichtbar und empirisch erfassbar werden zu lassen vorgestellt. Zum ersten der Versuch das Selbst im Spiegel ausfindig zu machen, zum zweiten das Selbst in der Wiedererkennung der eigenen Bewegungen und zum dritten das Selbst in der sinnlichen Wahrnehmung d.h. im körperlich-eingelassen-sein in die Umwelt. Wobei der letzte Vorschlag, ganz besonders geprägt durch E.J. Gibson (1995), die Grundlage bilden wird die Idee eines fließenden Übergangs zwischen Körper und Geist zu etablieren.

Wird der Körper weniger streng als Fassade gedacht, sondern stellt er vielmehr eine permeable Membran zwischen mir und der Umwelt dar, dann wird sich postnatales Verhalten unter einem anderen Licht betrachten lassen. Dies bezieht sich auf Erkundungen der Umwelt, die der Säugling selbst anstellt, als auch auf Interaktionen mit Anderen. So soll zunächst Piagets Terminus der „Egozentrizität“ eine Interpretationsmöglichkeit hinzugefügt und in Folge das vorreflexive Erleben des Säuglings als aktives, eigenes Wesen in den Mittelpunkt gerückt werden. Im darauffolgenden Kapitel wird in der Hauptsache die soziale Interaktion zwischen dem Kind und den Anderen in Form des Imitationsverhaltens nach der Konzeption von Meltzoff (1993) vorgestellt und anschließend unter dem neuem Licht der „aufgeweichten“ Dualität betrachtet werden.

Diese beiden Konzepte der eigenständigen Erkundung des Säuglings und der Interaktion mit Anderen dienen im letzten Abschnitt nicht nur als Grundlage für die weniger strikte Auffassung von Dualität, sondern auch dem Vorschlag im körperlichen Erleben des Säuglings geistige Entwicklungen vorgezeichnet zu sehen und dem Versuch hierbei nicht von neuem starre Grenzen zwischen Körper und Geist zu ziehen. Abschließend soll versucht werden diese neue Perspektive in Tomasellos (1995) Modell, welches sich auf die Möglichkeit der Selbstreflexivität bezieht, einzuarbeiten, um mit Hilfe dieses Modells die Brücke schlagen zu können zwischen dem körperlichen Erleben vor dem Sprung in die Selbstreflexivität zum geistigen Erleben nach diesem großen Entwicklungsschritt.

2. Auf der Suche nach dem Selbst

Die Annahme, dass das Kleinkind zwischen sich und der ihn umgebenden sozialen Umwelt keinen Unterschied macht oder mit anderen Worten, dass sich „das Kind nicht als Teil dieser Welt, sondern als die Welt selbst“ (Butterworth, 1995, S.36) empfindet, war lange Zeit eine vielvertretene Position innerhalb der Forschungsgemeinschaft. Daraus ergab sich, dass der Begriff des Selbst in der Psychologie sowohl präreflexiv als auch reflexiv im Zusammenhang mit einem Kind vor dem 15. Lebensmonat zunächst eine sehr geringe Rolle spielte.

Damals wie heute gilt aber, dass erst wenn das Kind erfährt, dass es etwas von der physischen bzw. der sozialen Umwelt Verschiedenes ist, es eine Idee von sich selbst als etwas Eigenem entwickeln kann. Verändert hat sich jedoch im Laufe der Zeit lediglich die Antwort auf die Frage wie der Beweis dieser Einsicht von etwas Eigenem erbracht werden könnte.

Daher wird nun eine kurze Darstellung drei naturwissenschaftlicher Ansätze der Erfassung des Selbst angeführt. Dabei steht zunächst der Spiegeltest (Amsterdam, 1972) im Fokus, im Folgenden die Wiedererkennung des Selbst auf Videoband (Bahrick & Watson, 1985) und im Anschluss daran, die von E.J. Gibson (1995) vorgeschlagene Möglichkeit, das Selbst bereits in der menschlichen Wahrnehmung ausfindig zu machen.

2.1. Das Selbst im Spiegel

In den 80 er Jahren machten zwei Forscherteams unabhängig voneinander die Entdeckung, dass sowohl Schimpansen (Gallup, 1970) als auch Menschenkinder (Amsterdam, 1972) in der Lage sind, sich selbst im Spiegel wiederzuerkennen.

Der Nachweis eines “sich Selbst erkennenden” Organismus sollte im Spiegeltest durch die Tatsache erbracht werden, dass eine auf die Stirn oder der Nase angebrachte Markierung, wie etwa ein roter Punkt bemerkt wird, der ohne die Hilfe des Spiegels nicht sichtbar gewesen wäre (Gallup, 1970). Das Kind stellt eine Veränderung an sich selbst fest, die dazu führt, dass es -geleitet durch das Spiegelbild- die Körperstelle berührt oder die Markierung wegzureiben versucht.

Ziel ist es, dass es sich selbst im Spiegel wiedererkennt. Es ließ sich die Tendenz erkennen, dass Kinder mit 15. Monaten noch nicht in der Lage waren diesen Test zu bestehen im Gegensatz zu Kindern, die den 24. Lebensmonat bereits erreicht hatten und sich durchwegs im Spiegel erkannten (Bard, 2006).

Die Theoretiker interpretierten die Ergebnisse dahingehend, dass der Spiegeltest Auskunft darüber gibt, ob das Kind bereits über ein Bewusstsein von sich selbst verfügt oder nicht (Bard, 2006). Wenn ein Kind zwischen dem 15. und dem 24. Lebensmonat die Fähigkeit entwickelt sich im Spiegel zu erkennen, dann deswegen, weil es sich nun als eigener Mensch denkt und erlebt. Dieses Bewusstsein von sich selbst wird durch das Erkennen des Kindes im Spiegel sichtbar. Demgegenüber wurde auch eine etwas schwächere Interpretation des Spiegeltests vorgeschlagen, nämlich diejenige, dass das Bemerkte der Veränderung die Fähigkeit konstatiert, die mentale Repräsentation ihres eigenen Gesichts mit dem sich im Spiegel reflektierenden markierten Gesicht zu vergleichen. (Butterworth, 1995). Es zeigt sich also, dieser schwächeren Interpretation folgend, im Spiegeltest lediglich, ob ein Kind bereits über eine Repräsentation des eigenen äußeren Erscheinungsbildes verfügt oder nicht. Dass sich, wie beispielsweise Mitchell (1993) annahm, im Spiegeltest nur das Verständnis der Funktionsweise eines Spiegels zeigt, scheint demgegenüber aber zu kurz gegriffen, denn was könnte in diesem Fall, das gezielte Hinwenden des Kindes auf die neue Markierung erklären? Wie sollte argumentiert werden, dass ein roter Punkt außergewöhnlicher ist als eine menschliche Nase?

In dieser zweiten schwächeren Interpretation von Butterworth (1995) klingt bereits die Kritik an, der sich der Spiegeltest im Laufe der Zeit ausgesetzt sah. Folgt man nämlich dem Vorschlag, dass das Erkennen im Spiegel als Indikator dafür dient, ob es bereits über ein Bewusstsein von sich selbst verfügt, dann entspräche das Bewusstsein von sich selbst in dieser Konzeption lediglich dem äußeren Erscheinungsbild. Das Erkennen im Spiegel als Indikator für das Selbstbewusstsein ist aber deswegen problematisch, weil sich weder das Selbst noch das Bewusstsein von sich selbst auf äußere Erscheinungen reduzieren lassen. Ich erlebe mich selbst im Alltag nicht als dieses Gesicht, das lacht, diese Hände, die greifen oder diese Beine, die gehen. Ich und das Bewusstsein, das ich von mir selbst habe, gehen weit über mein äußeres Erscheinungsbild hinaus.

Zudem geht es bereits um ein Bild, es geht bereits um jemanden, der sich als Individuum reflektiert hat. Angestrebt wird aber kein Indikator für ein Bewusstsein von sich selbst,

sondern das Selbst vor aller Reflexion.

Nichtsdestotrotz weist der Spiegeltest auf einen wichtigen Umstand hin, die Tatsache nämlich, dass im späteren Leben mein das äußere Erscheinungsbild durchaus das Bild von meinem Selbst beeinflussen wird. Wichtig ist zu betonen, dass es hier bereits, um das *Bild* geht, dass ich von mir Selbst habe, es sich also bereits um einen Akt der Reflexion handelt. Die Suche nach dem Selbst in seinen frühesten Formen kann also mit Hilfe des Spiegeltests noch nicht als beendet erklärt werden.

2.2. Das Selbst in der Wiedererkennung

In den frühen 90er Jahren bildete sich innerhalb der Forschungsgemeinschaft eine Front, die die den Spiegeltest kritisierten und einen wachsenden Konsens darüber hervorbrachten, dass sich das Kind lange bevor es sein eigenes Spiegelbild wiedererkennt, als von der Welt distinkt erlebt. Kinder, so vermuteten einige Theoretiker, haben von Geburt an die Fähigkeit, zwischen sich und der sozialen und physischen Umwelt zu unterscheiden (u.a. Hofsten, 1989). Diese Unterscheidung kann es nur geben, wenn es bereits ein Kind gibt, das sich von der Welt und den Anderen different empfindet. Die Frage sei also weniger, ob sich das Kind prinzipiell wiedererkennt, als vielmehr inwiefern sich das Kleinkind von den Anderen abzugrenzen weiß. Diese neue Perspektive stellte einen wichtigen Anstoß für die Entwicklung des „Recognition Tests“ dar, der sich den Wurzeln des Selbst auf eine neue Weise zu nähern versucht. Ziel dieses Tests ist es, entsprechend dem Spiegeltest, herauszufinden, wann das Kind die Fähigkeit entwickelt, zwischen sich selbst und der Umwelt zu unterscheiden, was in Folge als das erste Auftreten eines Selbst interpretiert wird, aber nun soll diese Fähigkeit der Distinktion auf anderem Wege operationalisier- und messbar gemacht werden.

Die Frage sollte beantwortet werden, indem experimentell nach den frühesten Erscheinungen der Fähigkeit des Kindes seine eigenen Bewegungen zuverlässig von der Umwelt unterscheiden zu können, gesucht wurde.

Bahrnick und Watson (1985) entwarfen eine Versuchsanordnung, die aus zwei Monitoren bestand, die zum einen das Bild der Beine des Kindes aus ihrer Perspektive in Echtzeit abbildete und zum anderen das Bild, der Beine eines Peers aus derselben Perspektive diese

jedoch völlig unabhängig von den Bewegungen des Versuchskindes. Drei Experimente wurden durchgeführt, um herauszufinden, wie Babys auf diese Versuchsanordnung reagieren. Die Ergebnisse zeigten, dass 5. Monate alte Kinder signifikant länger zu dem Bildschirm, der nicht ihre eigenen, sondern die Beine des Peers zeigte, blickten. Die Autoren interpretierten die Ergebnisse in dem Sinne, dass den Kindern ihre eigenen Bewegungen durch Propriozeption bereits bekannt seien und sie sich daher weniger für die eigenen, und mehr für die Bewegungen des Peers, interessierten. Die Autoren schlossen in Folge daraus, dass, wenn sich die Babys signifikant häufiger, den fremden gegenüber den eigenen Bewegungen zuwenden, sie bereits eine Idee von eigenen Bewegungen, also von etwas, dass sie sich selbst und niemandem anderen zuschreiben haben müssen.

Im *Recognition Test* sollte eigentlich die Idee, dass das Selbst erst dort nachweisbar wird, wo es sein eigenes Äußeres erkennt der Vergangenheit angehören, da man erkannt hatte, dass sich das Selbst nicht in der Äußerlichkeit erschöpft. Trotzdem hat sich, so scheint es, diese Idee in die theoretischen Überlegungen zu diesem Versuch eingeschlichen. In dem Sinne nämlich, dass es noch immer im Vordergrund steht, sich aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes zu erkennen auch wenn dies verknüpft wird mit der eigenen propriozeptiven Erfahrung ist. Aus dem Umstand, dass das Baby die eigenen Bewegungen auf dem Monitor erkennt wurde geschlussfolgert, dass das Kind wahrscheinlich über eine Idee des Eigenen und damit über ein Selbst verfügt.

Beide Methoden, sowohl der *Spiegeltest* als auch der *Recognition Test* scheinen von einem Selbst auszugehen, welches sehr stark auf das Wiedererkennen der äußeren Erscheinung fokussiert ist, sei dieses Äußere nun statisch oder dynamisch. Aber das Selbst erschöpft sich nicht in einer mentalen Repräsentation bzw. in einem Bild, ob statisch oder dynamisch, sei es in Form einer Vorstellung des äußeren Erscheinungsbildes oder einer Vorstellung der eigenen Bewegungen.

Nichtsdestotrotz aber geht der *Recognition Test* in verschiedener Hinsicht über den Spiegeltest hinaus. Zum einen versucht er Formen des Selbst zu finden, die vor der Fähigkeit des Kindes von sich selbst ein Bild zu haben liegt. Zum anderen dadurch, dass er auf den Spuren des Selbst nicht genügt lediglich die menschliche „Oberfläche“ zu betrachten; Das Selbst wird hier mit dem Wiedererkennen der propriozeptiven Erfahrung des Kindes in Abgrenzung zu den Anderen gekoppelt. Damit wird die Aufmerksamkeit auf

die Erfahrung des Kindes mit sich selbst in der Bewegung gelenkt, was wegweisend für die weitere Suche nach dem Selbst werden wird.

2.3. Das Selbst in der Körperlichkeit

Das bekannte amerikanische Forscherpaar E.J. und J.J. Gibson schlugen im Zusammenhang mit der Entwicklung des Selbst eine ganz neue Denkrichtung vor. E.J. Gibson (1995) arbeitete heraus, dass das Selbst vor aller Reflexion im direkten Erleben und der unmittelbaren Wahrnehmung eines Menschen verortet sein muss, da hier die Wurzeln der Erfahrung von sich selbst als etwas Eigenem liegen.

Ihrer Theorie zu Folge, ist das Selbst nicht im Wiedererkennen des eigenen äußeren Erscheinungsbildes oder der eigenen Bewegungen zu finden, sondern das Selbst zeigt sich bereits in der spezifisch menschlichen Wahrnehmung und in der menschlichen Bewegung. J.J. Gibson (1979) postulierte im Zusammenhang mit der Entwicklung des Selbst, dass die Wahrnehmung unserer Umwelt und die Wahrnehmung unserer Handlungsmöglichkeiten direkte Rückschlüsse über die eigene Konstitution und Körperlichkeit und damit über uns Selbst zulassen. Oder, um es mit seinen Worten zu sagen:

„Information about the self accompanies information about the environment, and the two are inseparable. Egoreception accompanies exteroception, like the other side of a coin. Perception has two poles, the subjective and the objective, and information is available to specify both. One perceives the environment and coperceives oneself“ (J.J. Gibson, 1979, S. 126).

Der Säugling vor der Reflexivität erlebt und erfährt die Welt durch die sinnlichen und körperlichen Wahrnehmung, die keine vom Selbst losgelösten Prozess darstellt, die Informationen liefert über die Farben, die Größe, die Beschaffenheit der Dinge, sondern Informationen generiert über das eigene Dasein über das eigene auf-eine- menschliche-Art-und-Weise-verbunden-sein-mit-der-Welt. Auch wenn das Kind diesen Umstand als solchen nicht reflektiert, befindet es sich doch mitten im Strudel der Wahrnehmung und damit in der Ausdifferenzierung der eigenen Möglichkeiten und des eigenen Selbst. Damit

wird in dieser Theorie auch der Möglichkeit von Entwicklung des eigenen Selbst Platz eingeräumt, denn wenn Menschen von Geburt an mit ihrem Körper und mit ihrer menschlichen Form des Erlebens Teil haben an der Umwelt, dann heißt das, dass das Selbst entsprechend dem Bewegungsapparat bzw. der Sinnesorgane einer stetigen Entwicklung unterworfen sein könnte. Die Spezifikation und gleichzeitige Ausweitung des eigenen Selbst würde somit getragen von der sukzessiven Entwicklung der Wahrnehmungsorgane aber auch der Verfeinerung und Ausweitung der Handlungs- und Bewegungsmöglichkeiten, die dem Kind sowohl durch das Beobachten und Nachahmen des Verhaltens des Erwachsenen, als auch durch das stetige eigene Bemühen sich die Welt zugänglich zu machen möglich gemacht wird.

Dieser Vorschlag hebt hervor, dass sobald es um die frühesten Formen des Selbst geht, es sich um ein sich entwickelndes Konstrukt handelt, welches durch die Wahrnehmung geformt und verändert wird und zudem eng verbunden mit dem körperlich eigenständigen Dasein und Erleben des Kindes ist.

3. Das Selbst als Eigenes

Gibsons Theorie setzt bereits ein eigenständiges Selbst voraus, welches die Welt erkundet und dieses Erkunden wiederum Wissen über sich und die Welt generiert. Im Folgenden soll versucht werden Gibsons Theorie zu stärken, indem zum einen Studien angeführt werden, die zeigen, dass bereits Neugeborene in der Lage sind zuverlässig zwischen sich und der Umwelt zu unterscheiden und zum anderen die Verbindung zwischen Wahrnehmung und dem Selbst nochmals betont werden soll. Bevor dies geschieht aber wird eine Uminterpretation der Piagetschen *Egozentrität* (1978) vorgeschlagen, die eine wichtige Grundlage für die weitere Ausarbeitung des präreflexiven Selbst bilden wird.

3.1. Piagetsches Egozentrität neu gedacht

Zunächst sei angemerkt, dass Piagets herausragende Arbeiten den Menschen als offenes System betonen und nahelegen, dass es zwischen dem Kind und seiner Umwelt einen ständigen Austausch und eine Wechselwirkung gibt. Dieser Austausch lässt sich in seinem

Konzept unter der Bezeichnung der Assimilation und Akkomodation wiederfinden. Dieses Bild des Kindes als offenes System aber, steht der ebenfalls von Piaget etablierte Begriff des *Egozentrismus* in gewisser Hinsicht gegenüber. Piaget (1998) postuliert nämlich, dass das Kind mit einem egozentrischen Weltbild ausgestattet ist, es empfindet sich selbst zunächst als Mittelpunkt der sozialen Umwelt. Es macht ihm Schwierigkeiten die Perspektive zu wechseln und sich vorzustellen, dass ein anderer Mensch, die Welt aus einer anderen Perspektive erleben könnte. Thomas Fuchs (2000) hat diese Interpretation neu überdacht und formuliert das Erleben des Kindes in der sensomotorischen Phase, in dem Sinne, dass das Kind „alles Begegnende als verbunden mit seinem Inneren und in Entsprechung zu seiner Selbsterfahrung“ (Fuchs, 2000) aufnimmt. Somit gibt es keine Grenze im Geist oder zumindest scheinen diese Grenzen zwischen dem Selbst und den Anderen noch undeutlich und permeabel. Das Kind zieht also keine klare Trennung zwischen sich selbst und den Anderen und unterstellt diesen Anderen dieselbe Wahrnehmung und dasselbe Erleben. Würde man das Bild eines auf die eigene Perspektive reduzierten Kindes, zugunsten eines unbedingten Miteinander-Verbunden-Seins aufgeben, so erhielte man ein Kind, das im Geist mühelos zwischenmenschliche Grenzen überschreitet bzw. keine radikale Grenze empfindet..

Würde man ein Kind aber, lediglich dadurch zu beschreiben versuchen, dass es sich selbst im Geiste vollständig verbunden mit den Menschen und daher sozusagen grenzenlos verschwommen erlebt, würde man ihm wohl nicht gerecht werden. Nachfolgend soll also der Versuch unternommen werden den Blick vom geistigen hin zum körperlichen Erleben des Kindes zu richten.

3.2. Das Selbst und die eigenständige Erkundung der Welt

Einen wichtigen Beitrag, der Annahme einer Vermischung von dem Selbst und der Umwelt auf körperlicher Ebene eintgegenzutreten, lieferten Studien, bei denen der sogenannte *moving room* zum Einsatz kam (Lee & Aronson, 1974; Jouen, 2000). Der *moving room* simuliert eine Veränderung des optischen Flussfelds bei gleichzeitigem Stillstand des Kindes. Diese Veränderung wird durch eine Art Kabine simuliert, die von der Decke hängt und das Kind, die jüngsten von ihnen waren drei Tage alt, mit künstlichen

Wänden umgibt. Diese Konstellation erlaubt es, die Kabine zu bewegen und dadurch Bewegung zu simulieren, obwohl das Kind am Boden des Labors stillsteht bzw. sitzt oder liegt. Sobald sich die Wände nach vorne bewegen wird dem Kind suggeriert, dass es sich selbst rückwärts bewegt; In dieser Versuchsanordnung zeigte sich, dass Kinder versuchten die durch den *moving room* simulierte Raum-Lage-Veränderung des eigenen Körpers zur Umwelt durch Veränderung des eigenen Körperschwerpunktes zu kompensieren, um so Haltungsstabilität zu gewährleisten. Die *moving room* Studien zeigten, dass Babys zwischen einer Veränderung des Körpers und einer Veränderung der Umwelt unterscheiden können und eine Verwechslung auch bei Neugeborenen nicht gegeben zu sein scheint (Butterworth, 1995).

Weitere Ausarbeitungen der Idee, dass sich der Säugling nicht nur als Eigenes empfindet, sondern darüber hinaus, dass durch die Erkundung der Umwelt, die Spezifikation von mir als Individuum voranschreitet kommen von Neisser (1988). Neisser, knüpft an die Theorie von Gibson an, und schlägt in seinem 1988 erschienenen Artikel „Five kinds of self-knowledge“ folgendes vor: Wenn ein Kind ein nahes Objekt sieht, welches sich in erreichbarem Abstand befindet, „sieht“ es im Umkehrschluss auch ein Individuum, welches dies ergreifen kann. Die Umwelt steht immer auch in Referenz zu mir und meinem eigenen Körper. D.h. Wahrnehmung liefert zunächst mal spezifisch menschliche Informationen darüber, wie ich die Welt aufnehme und wie ich beschaffen bin. Zudem werden die Umwelt – Eigenschaften immer in Relation zu den eigenen Eigenschaften eingeschätzt. So formuliert Fuchs den Hinweis, dass der Körper und das Selbst in höchstem Maße miteinander verwoben sind folgendermaßen: „im alltäglichen Leben trennen wir auch nicht zwischen uns selbst und unserem Körper, als trügen wir ihn mit uns herum [...], sondern wir leben mit ihm und erleben uns durch ihn“ (Thomas Fuchs, 2000, S.88). Wie dies bereits bei Gibson angeklungen ist, bildet dieser Körper ein allem zugrundeliegendes Phänomen, einen Hintergrund durch welchen alles weitere eingefärbt wird. Dies gilt sowohl hinsichtlich meiner allgemein menschlichen Wahrnehmung, aber auch der individuellen, mir eigenen Form des Erlebens und meiner individuellen physischen Konstitution (z. B. Treppenstufen- Beinlänge Relation). Dieser Hintergrund ist uns durch unsere Wahrnehmung, durch unsere Sinnlichkeit, bereits als Säugling gegeben. Die Betonung der Körperlichkeit scheint auch in der aktuellen empirischen Forschung Unterstützung zu finden. So fasst Schwarzer zusammen, dass „die grundlegenden

Wahrnehmungsbereiche des Fühlens, Riechens und Schmeckens schon nach der Geburt sehr weit entwickelt sind. Die auditive und vor allem die visuelle Wahrnehmung weisen dagegen einen größeren Spielraum für Entwicklung auf“ (Schwarzer, 2014, S.101). Das Kind erhält besonders differenzierte Informationen aus den „körpernahen“ Sinnesorganen, aus der Haut, der Nase und dem Mund, demgegenüber sind die Augen und die Ohren noch weniger gut ausgebildet und stehen daher vielleicht für den jungen Menschen weniger im Vordergrund. Es könnte sein, dass es dem im Erwachsenenalter gelegten Fokus auf visuelle Informationen anzulasten ist, dass der Strom an Information durch andere Sinnesorgane der den Menschen erreicht, der ständig aufgenommen, verarbeitet und unser Denken und Handeln wesentlich mitbestimmt, ins Hintertreffen gerät und daher auch im Zusammenhang mit der Ontogenese des Selbst unterschätzt worden ist.

Die Idee, welche hier eingeführt werden soll, nämlich, dass der Körper und das Empfinden *meines Körpers* der Genese des reflexiven Bewusstseins vorausgeht, lässt sich durch die Worte von Thomas Fuchs (2000) einfangen. Es geht im Wesentlichen also darum, dass das „mein sich nicht aus dem Ich ableitet, sondern umgekehrt das Ich“ (Fuchs, 2000) aus der Körperlichkeit.

Das Kind empfindet diesen Körper und diese Wahrnehmung als Teil seiner Selbst von Anfang an und bildet damit die Grundlage und die Basis einer abgegrenzten Entität, die „Ich“ bezeichnet werden kann. Das Selbst, das Eigene, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das von Tomasello (1995) vorgeschlagene Selbst, das sich bereits als Objekt denken kann, sondern müsste beschrieben werden als ein vorreflexives, körperbetontes Selbst, welches die Idee des Eigenen, Individuellen, bereits zu entwickeln beginnt. Bleibt man also bei der Interpretation von Fuchs (2000) würde das heißen, dass das geistige und das körperliche Erleben des Kindes, in einen geistigen Teil, der sich als verbunden empfindet mit diesen Menschen und in einen körperlichen Teil, der seine Grenzen kennt und diese immer weiter auslotet, zerfällt.

Diese Erfahrung von den eigenen Möglichkeiten, die Erfahrung von etwas Eigenem ist eine Voraussetzung für das, in den nächsten Kapiteln behandelte, Imitationsverhalten. Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse im Zusammenhang mit dem Imitationsverhalten, bestärken die These, dass das Kind über eine vage Idee seines Körpers, der willentlichen unabhängigen Steuerung von ihm und der Verbundenheit mit den Anderen, verfügen muss,

um in eine solch feinmotorische Form der nonverbalen Kommunikation eintreten zu können. Zur Exemplifizierung des Eigenen und der Verbindung mit den Anderen im Leben des Neugeborenen wird das von Meltzoff erarbeitete Theoriegebäude des Imitationsverhaltens herangezogen. Zunächst sollen aber einige einführende Worte zur Bedeutung der Anderen im Leben eines Säuglings folgen, da diese im Folgenden auch im Zusammenhang mit dem Imitationsverhalten eine wichtige Rolle spielen werden.

4. Das Selbst in der Interaktion

Während Piaget (1998/1978) in seinen Arbeiten das Kind in den Mittelpunkt rückt haben sich in den letzten drei Jahrzehnten eine Vielzahl an Forschern dafür stark gemacht, dass der Wert der den Anderen in der Entwicklung des Kindes zukommt nicht unterschätzt werden darf (Tomasello, 2012; Meltzoff, 2007; Gopnik, 2003). Im Zusammenhang mit der Entwicklung des Selbst und den Anderen aber, hat sich der Großteil der Theoretiker auf die Entwicklung des *reflexiven Selbst* bezogen und dies ins Zentrum ihrer Forschung gerückt. Tomasellos Theorie (1995) auf die später noch einmal zurück gegriffen wird geht beispielsweise davon aus, dass erst das durch die Anderen angesprochen werden, erst durch von ihnen zum Gegenstand der Aufmerksamkeit und damit zum Objekt gemacht werden, ermöglicht es dem Kind sich selbst als Objekt denken zu können. Diese Anderen sind Bedingung der Möglichkeit des reflexiven Selbst in Tomasellos Konzeption. Dieser Vorschlag ist besonders wertvoll, da es dem Umstand Rechnung trägt, dass die Anderen konstitutiv sind für mein eigenes reflexives Selbst, dieses konstitutive Element bezieht sich in Tomasello Theorie auf die Genese des Selbst und lässt sich doch auch im späteren Leben eines Menschen wiederfinden. Denn, so scheint es, dieses konstituierende Moment der Anderen wird zu einem wichtigen Charakteristikum des Bildes eines Menschen von sich selbst. Nie wird sich im Leben eines Menschen ein „objektives Bild“ von mir Selbst ergeben, es wird immer auch ganz stark davon abhängen, was die anderen in mir sehen Es wird immer davon abhängen, ob die anderen lachen, um mich selbst als eine humorvolle Person wahrnehmen zu können, ich werde mich selbst als melancholisch beschreiben, wenn ich sehe, dass andere fröhlicher sind als ich.

Doch wie verhält es sich mit dem Selbst in Bezug auf die Anderen vor dem Sprung in die Reflexivität? Werden sie erst mit dem Eintritt in die Selbstreflexivität zum elementaren Bestandteil des Selbst eines Kindes?

Jerome Bruner (1987) postuliert, dass „das wichtigste Werkzeug des Säuglings zur Erreichung seiner Ziele [...] ein vertrauter anderer Mensch [ist].“ (S.19/20). Das Kind weist von Geburt an ein besonderes Interesse für die Anderen auf. Sie präferieren menschliche Gesichter gegenüber anderen Wahrnehmungsmustern; (Fantz, 1963), die Stimme (DeCasper und Fifer, 1980) den Geruch (Macfarlane, 1975; und das Gesicht der Mutter (Field et al 1984; Walton, Bower und Bower 1992; Pascalis et al 1995). Zudem sind sie in der Lage spezifisch menschliche Bewegungen zu identifizieren (Gopnik, 2003).

Doch um den Einfluss der Anderen auf das präreflexive Selbst zu untersuchen braucht es mehr, als dass das Kind für die anderen Menschen von Geburt an eine besondere Vorliebe hat. Eine Präferenz für etwas beeinflusst noch nicht wesentlich das Selbst. Dieses aktive Hinwenden, das Kontakt suchen zu ihnen aber stellt den Säugling in der Interaktion und der nonverbalen Kommunikation vor eine neue Herausforderung, plötzlich sieht er sich mit der Aufgabe konfrontiert sich mit Emotionalität und Intentionalität außerhalb des eigenen Erlebens auseinanderzusetzen (Tomasello, 1995).

Die bisherigen Ausführungen zum Selbst, die Annahme, dass sich das Kind von Geburt an als Eigenes empfindet, dass das Wahrnehmen und Handeln in der Welt bereits eine Fülle von Informationen über das Selbst bereit hält, aber auch die Umformulierung von Piagets Gedanken zur Egozentrität, welche von einer Verbindung ausgeht zwischen dem Selbst und den Anderen, bilden das Fundament auf dem nun das Imitationsverhalten diskutiert werden soll. Das Abgleichen meines Körpers mit dem meines Gegenübers, welches für das Imitationsverhalten notwendig ist, erfordert ein Wesen, das sich selbst diesen Körper zuschreibt und zudem eine Idee davon entwickelt hat, dass dieser willentlich steuerbar ist. Ohne die Idee eines Eigenen lassen sich Körperteile nicht willentlich Angleichen, ohne die Idee eines Gemeinsamen, gäbe es für das Imitationsverhalten keinen Anlass. Um diese Vorschläge in ein konkretes Konzept eingegossen zu sehen soll nun ein Überblick über die umfassende Theorie Meltzoffs folgen und zudem Diskussions- bzw. Kritikpunkte angerissen und wenn möglich in den folgenden Kapiteln Lösungsvorschläge hierzu gegeben werden.

Im Detail soll zunächst skizziert werden, wie es überhaupt möglich sein kann, dass das Kind, die eigene propriozeptive Information und die visuelle Information des Anderen abgleichen kann, um eine äquivalente Bewegung zu erzielen. Hierzu wird das AIM Modell von Meltzoff und Moore (1997) vorgestellt. Im Anschluss sollen die Herausforderungen, die sich ergeben, wenn das Kind beginnt mit den Anderen in sozialen Austausch zu treten, erläutert werden. Es wird, im Rahmen der Konzeption Meltzoffs, die Frage zu beantworten versucht, wie es dem Kind möglich ist Zugang zur Intention des Gegenübers zu bekommen, wie es also möglich ist, dass das Kind aus der Information, die es von dem Anderen hat auf seine Innerlichkeit schließen kann. (Meltzoff, 2007). Zuletzt in diesem Kapitel soll diskutiert werden, in welcher Form das Imitationsverhalten das Selbst beeinflusst.

4.1. Imitationsverhalten: Das Korrespondenzproblem

1977 konnten Meltzoff & Moore erstmals in einer Untersuchung nachweisen, dass bereits 42 Minuten alte Kinder im Stande sind mimische Gesten zu imitieren. Es folgten eine Vielzahl an Replikationsstudien, die die Imitationsfähigkeit des Neugeborenen bestätigten und auf unterschiedliche Körperteile (Abravanel and DeYong, 1991; [HYPERLINK "http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3953219/#R12"](http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC3953219/#R12) Field *et al.*, 1982; Fontaine, 1984; Heimann and Schaller, 1985; Kaitz *et al.*, 1988; Maratos, 1982; Reissland, 1988; Vinter, 1986) und eine Vielzahl von Ländern ausweiten konnten U.S.A. (Abravanel & Sigafos, 1984; Field, Woodson, Greenberg, & Cohen, 1982) Canada (Legerstee, 1991), Schweiz (Maratos, 1982), Schweden (Heimann & Schaller, 1985; Heimann, Nelson & Schaller, 1989), Israel (Kaitz, 1988) und Nepal (Reissland, 1988)

Bis heute - drei Jahrzehnte nach der Entdeckung der postnatalen Imitationsfähigkeit - ist jedoch die Frage nach der Bedingung der Möglichkeit dieses Verhaltens nicht abschließend geklärt. Das Kind muss in der Lage sein, trotz divergierender Körpergröße und Perspektive, die Bewegungen des eigenen Körpers mit den Verhaltensäußerungen des Gegenübers abzugleichen und in eigenes äquivalentes Verhalten zu übersetzen. Aufgabe der aktuellen psychologischen Forschung ist es Klarheit darüber zu schaffen, mit welchen der Imitation zugrundeliegenden Mechanismen das Kind, die durch eigene Körperwahrnehmung aufgenommene Information mit der rein visuell zugänglichen

Information abgleichen kann. Dieses Problemfeld hat unter der Bezeichnung des *Korrespondenzproblems* Eingang in die psychologische Forschung gefunden und wurde von verschiedenen Theoretikern zu lösen versucht (vgl. Hurley & Chater, 2005).

Um die Frage zu bearbeiten in welchem Ausmaß und welcher Weise das Imitationsverhalten die Entwicklung des Selbst beeinflussen könnte ist es zunächst notwendig auszuschließen, dass es sich um einen unmittelbaren, angeborenen Reflex handelt, welcher außerhalb der willentlichen Einflussnahme des Kindes liegt.

Meltzoff & Moore (1994) versuchen diesen Beweis zu erbringen, indem sie davon ausgehen, dass wenn es sich bei der Imitation um einen Mechanismus handelt der sich ähnlich dem Mororeflex in einem Reiz – Reaktions Schema erschöpft, wie dies beispielsweise bei Abravanel & Sigafos (1984) in Form von sogenannten *innate releasing mechanisms (IRMs)* Ausdruck gefunden hat, dann zeigt sich, dass diese Annahme schwer mit den Untersuchungsergebnissen, dass Kinder auch nach einer Verzögerung von 24 Stunden zuverlässig, imitieren können, in Einklang zu bringen ist (Meltzoff, 1985/ 1990). Die Kinder zeigten, obwohl der Reiz (beispielsweise das Zunge herausstrecken) nicht gegeben war, sondern nur dasselbe Modell anwesend war das Verhalten, welches sie tags zuvor von diesem Modell imitiert hatten. Diese Verzögerung -die sich über einen ganzen Tag erstreckt - macht wiederum die Annahme unwahrscheinlich, dass das Verhalten des Kindes eine notwendige Reaktion auf den Reiz des Modells darstellt. (Meltzoff, 1994).

Auch die Untersuchungsergebnisse, die zeigen, dass Kinder „üben“, dass sie verschiedene Anläufe benötigen, um schlussendlich das gewünschte Ziel zu erreichen, dass sie sich also sukzessive dem Modell annähern weist daraufhin, dass sich Imitationsverhalten nicht in einem Reflex erschöpft. Nichtsdestotrotz muss dieser Schluss in Zukunft mit weiteren Forschungsbemühungen gefestigt werden. Denn wenn das Kind 24 Stunden später nochmals imitierendes Verhalten zeigt, dann ist damit nichts über die genauen Ursachen oder Gründe der ersten Imitation gesagt, genauso wie beim Üben nichts darüber ausgesagt werden kann inwiefern der Impuls eine freie Entscheidung des Kindes ist. Was durch diese Ergebnisse aber wahrscheinlich wird ist, dass das Kind die Imitation willentlich ohne vorgelagerten Reiz durchführen *kann* und das auch das Imitationsverhalten Entwicklung unterworfen ist. Trotz der Notwendigkeit weiterer empirischer Überprüfung dieser Frage wird, wie auch in Meltzoffs Modell, für die weitere Ausführung dieser Arbeit davon

ausgegangen, dass das Kind diese Fähigkeit zum Imitationsverhalten nicht nur theoretisch anwenden könnte, sondern dass es diese Möglichkeit auch tatsächlich nutzt. Daher steht nun von diesem Punkt ausgehend, die Frage im Raum, welcher Mechanismus wiederum der Imitation zugrunde liegen könnte, der dieses mit-dem-Anderen-abgleichen ermöglicht und dadurch verändernd auf das Selbst einwirkt .

Meltzoffs Konzeption folgend handelt es sich um einen angeborenen Mechanismus, welcher nichts desto trotz noch ausgebildet, sozusagen perfektioniert, werden muss. Dieser angeborene Mechanismus ist nicht das Imitationsverhalten selbst, sondern eine Abgleichung der eigenen propriozeptiv wahrgenommenen Bewegung und der visuellen Information der Bewegung des Anderen (das sogenannte Active-Intermodal-Mapping AIM), die von Geburt an verfügbar ist. Dieser angeborene Mechanismus ermöglicht das Imitationsverhalten und soll im nächsten Abschnitt näher erläutert werden. Diesem Vorschlag folgend ist dem Kind also aufgrund seiner genetischen Disposition, die Möglichkeit gegeben, gesehene und gefühlte Information zum Zwecke des Imitationsverhaltens miteinander abzugleichen, wann und wie oft aber dieses Verhalten gezeigt wird, unterliegt lediglich dem Willen des Kindes.

Dem Hinweis Anastasis (1958) entsprechend wäre es wünschenswert, wenn die zukünftige Forschung versucht mehr darüber zu erfahren, ob und wie es möglich ist, dass die Umwelt auf die Anlagen eines Menschen einwirkt bzw. wie und durch welche Mediatoren der Genotyp in den Phänotyp übertragen werden kann.

4.2. Das AIM Modell: Wie ist Imitation möglich?

Imitationsverhalten ist nach Meltzoff möglich, weil es ein angeborenes System gibt, das beobachtete und selbst ausgeführte Verhaltensäußerungen abgleicht (Meltzoff, 1994). Das Korrespondenzproblem wird gelöst, indem die sogenannte *Supramodale Repräsentation* die Informationen des Gesehenen und Empfundenen miteinander abgleicht. Wie sieht nun diese Abgleichung von propriozeptiven und visuellen Informationen aus?

Die Supramodale Repräsentation

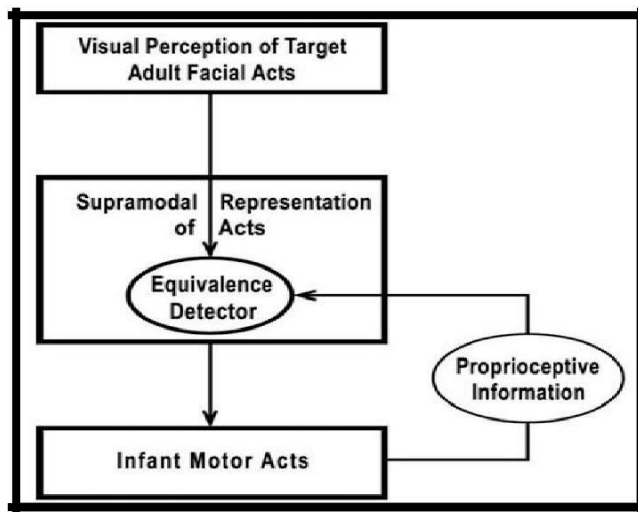


Abb.1 Das Active Intermodal Mapping (AIM), (Meltzoff & Moore, 1997)

In der Abbildung 1 entspricht der Zielzustand dem Modell in Form eines Erwachsenen bzw. eines Versuchsleiters, welches dem Kind durch visuelle Information gegeben ist. Diese Information wird nun abgeglichen mit den Informationen, die dem Kind durch Propriozeption vorliegen. Da die AIM Hypothese davon ausgeht, dass die visuelle und die propriozeptive Wahrnehmung in einem gemeinsamen Bezugssystem miteinander stehen, sie also wie Meltzoff (2002, S.25) es ausdrückt, „dieselbe Sprache“ sprechen können, ist es dem Kind möglich, diese beiden Informationen miteinander zu vergleichen und die eigene Bewegung sukzessive der Bewegung des Gegenübers anzupassen, was Meltzoff als einen „matching to target Prozess“ (1997) bezeichnet, da es trotz derselben Sprache notwendig ist, das zu imitierende Verhalten einzuüben.

4.3. Analogie vom Selbst zu den Anderen

Andrew Meltzoff und Alison Gopnik haben in Folge vorgeschlagen, dass die Verbindung zwischen dem angeborenen Mechanismus, welcher visuelle und propriozeptive Information abgleicht und dem Imitationsverhalten zugrunde liegt, auch die Wurzel der Common – Sense – Psychologie (Meltzoff & Gopnik, 1993 S.326) bildet. Dieser

Analogieschluss, von mir auf andere, lässt sich auf drei wesentliche Punkte reduzieren (Meltzoff & Moore, 1997):

Imitation

Intrinsic connection between observed and executed acts, as manifest by newborn imitation

First person experience

Infants experience the regular relationship between their own acts and underlying mental states

Understanding other Minds

Other who act “like me” have internal states “like me”

Schritt 1 *Imitation* entspricht der bereits skizzierten Verbindung zwischen dem Modell und dem Imitierenden. Es gibt eine intraindividuelle Verbindung, die die Eigenen und die Bewegungen der Anderen zusammenführt und vergleichbar werden lässt.

Schritt 2 *First Person Experience* beschreibt wie das Kind die eigenen Mimiken, Gesten, Handlungen mit den zugrundeliegenden mentalen Zuständen verknüpft. Dies führt über die Zeit zu einem „mapping link“ zwischen Geist und Verhalten.

Schritt 3 *Understanding other Minds* wird ermöglicht durch die Einsicht, dass Andere „wie ich sind“. Meltzoff schlägt vor, dass die Imitation bzw. das imitiert werden eine Verbindung zwischen mir und den Anderen entstehen lässt, die den Schluss zulässt: „Ich bin wie ihr“ und „ihr seid wie ich“ und reiht sich mit diesem Vorschlag in ein traditionsreiches philosophisches Analogieargument ein (Husserl, 1995 §§50–54).

Zunächst also macht es das Supramodal Modell möglich die gefühlten und gesehenen Bewegungen zu vergleichen. Anschließend stellen Babys Zusammenhänge zwischen ihrem Verhalten (beispielsweise einer bestimmten Zielerreichung) und ihrem eigenen mentalen Erleben her, welches sich in Form einer bestimmten Körperhaltung in einem Gesichtsausdruck oder in Lauten äußert. Das Eigene von dem in vorhergehenden Kapitel

die Rede war entspricht in der Konzeption Meltzoffs also diesem Kind, welches bereits kurz nach der Geburt in der Lage ist sich den Körper und mentale Zustände selbst zuzuschreiben .

Anschließend können sie, aufgrund der körperlichen Äquivalenz zunehmend, auch die internen Zustände anderer Personen durch einen Analogieschluss auf ihre eigenen Erfahrungen erschließen. (Meltzoff & Moore, 1994). Unklar bleibt jedoch in welchem Abstand und welcher Frequenz die Handlungen der Anderen mit meinen eigenen übereinstimmen müssen, um die Gemeinsamkeit zu bemerken. (Moore, 1996).

In einem späteren, von Meltzoff veröffentlichten Artikel, weist er daraufhin, dass Imitation nicht nur dazu dient Rückschlüsse von mir selbst auf andere zu ziehen, sondern auch umgekehrt von anderen auf mich selbst, damit ist wie Meltzoff es ausdrückt, Imitation eine „*birectional bridge*“ zwischen mir und euch (Meltzoff, 1995). Wie genau aber dieser Prozess, diese Wechselseitigkeit, miteinander verzahnt ist, zu welchen Anteilen welcher Rückschluss wann eine Rolle spielt, ließ sich in Meltzoffs Modell nicht finden.

Kurz skizziert bedeutet dies:

Imitieren:

Ihr seid wie ich

Imitiert werden:

Ich bin wie ihr

Kritisiert wurde dieses Modell von Goldman (2005), der es zunächst in eine schematische Abfolge übersetzte und im Anschluss daran Schwachpunkte aufzeigte, die im Nachfolgenden behandelt werden sollen:

1. *When I act in way w, the action is preceded or accompanied by internal states x, y and z (proprioceptive sensations, motor intentions etc.)*
2. *Therefore anyone who acts in way w will also experience internal states x, y and z*
3. *These person now before me is acting in way w*
4. *Therefore he is now experiencing or just experiences, internal states x, y and z*

Goldman (2005) stellt die Frage inwiefern, der Schluss von Punkt 1 auf Punkt 2 überhaupt möglich sein könnte. Ist es also möglich, dass ich meine internalen Zustände in Verbindung bringen kann mit einer bestimmten Handlung oder führen nicht vielmehr sowohl unterschiedliche internale Zustände zu gleichen Handlungen als auch gleiche internale Zustände zu unterschiedlichen Handlungen. Wie genau sind in diesem Zusammenhang die Wörter „gleich“ und „unterschiedlich“ zu verstehen. Lassen sich internale Zustände wirklich bis ins Feinste aufgliedern? Und ist es möglich, dass die Handlung bei einem anderen Menschen auf dieselben internalen Zustände, wie meine zurückzuführen sind?

Eine weitere Unsicherheit bezieht sich auf die Frage, was es eigentlich heißt wenn man behauptet, dass die interozeptive Information als „meines“ gekennzeichnet wird, mit der dann in weiterer Folge die exterozeptive Information verglichen werden kann. Es handelt sich also um die Frage nach der Möglichkeit von Punkt 1.

Ein weiteres Problem welches von Goldman (2005) thematisiert wird betrifft wiederum den ersten Punkt. Meltzoff geht gemeinsam mit Gopnik (1993) davon aus, dass meine eigenen mentalen Zustände dem Wissen über die mentalen Zustände der Anderen entsprechen: beide stützen sich auf theoretische Annahme über die Psyche des Anderen sogenannte alltagspsychologische Gesetze. Das Kind kreiert Theorien über die mentalen Zustände der Anderen, welche anschließend in den Handlungen verifiziert und gegebenenfalls verworfen und neu aufgestellt werden müssen. Man selbst erhält also Zugang zu den eigenen mentalen Zuständen über andere. Kritik wurde auf der einen Seite von Goldman (2005) dahingehend geäußert, dass in diesem Konzept davon ausgegangen werden muss, dass das Kind zunächst mal in Besitz alltagspsychologischer Gesetze sein müsste bevor es seine eigenen mentalen Zustände ermitteln kann und demgemäß von vornherein in einem reflektierten Abstand zur eigenen Innerlichkeit steht. Auf der anderen Seite, dass auch die mentalen Zustände des Anderen zunächst versteckt zu sein scheinen. Der Inhalt der geistigen Zustände des Gegenübers scheint auch hier nicht zugänglich zu sein bis das Kind in der Lage ist sie zum Gegenstand seiner Reflexion zu machen. (Lailach-Hennrich, 2011)

4.4. Die Idee des Selbst bei Meltzoff

In seinem Modell geht er davon aus, dass sich das Kind von Geburt an bereits als eigenes, Unabhängiges empfindet, das sich selbst auf die Suche macht nach Regeln und Gesetzmäßigkeiten nach denen Ich selbst und diese Anderen funktionieren und die uns verbinden. Ein Kind also, dass die Umwelt nach „mir ähnlichem“ oder „mit mir interagierendem“ absucht, um zu Werden und sich selbst und die Anderen verstehen zu können.

Auch bei der Entwicklung einer Idee des Selbst spielt Imitation als bidirektionale Brücke eine wesentliche Rolle. Meltzoff (1995) vertritt die Ansicht, dass Imitation die Möglichkeit bietet zu erkennen, dass man selbst Ziele und Intentionen hat ganz genauso wie die Anderen. Diese Einsicht über sich selbst wiederum, die nur mit Hilfe der Anderen möglich ist, bedeutet das Erwachen des Selbstverständnisses und die damit einhergehende Entwicklung der Idee von sich Selbst. Imitation entspricht somit einem Entdeckungsprozedere, welches es dem Kind ermöglicht die Handlungen der Anderen durch einen Analogschluss, aus der eigenen Warte heraus zu verstehen.

Um die zugrundeliegende Intention einer Handlung verstehen zu können ist ebenfalls ein Analogieschluss, wie er weiter oben schon skizziert wurde, nötig:

1. *I intend to produce these acts*
2. *The adult performs these same acts, they are not chance events;*
3. *Therefore, the adult intends his acts.* (Meltzoff, 1995)

Aber es muss betont werden: Diese Skizzierung stellt keinen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang von Punkt 1 zu Punkt 3, sondern vielmehr ist es ein ständiger Rückkopplungsprozess, von dem Selbst zu den Anderen und von den Anderen zum Selbst. Meltzoff (1995, S.89) beschreibt diesen Vorgang mit den Worten:

„Going in one direction, the infant now knows more about the other. The adult is an intending other. But going in the other direction, because the other is also like me, the infant could realize that he or she is also an intender.“

Meltzoff postuliert, dass Imitation einen Zugang schafft zum Verständnis der eigenen Innerlichkeit und der der Anderen. Dieser Zugang wiederum bietet die Möglichkeit, dass das Kind Annahmen darüber aufstellen kann nach welchen Regeln es selbst und die Anderen agieren. Hat das Kind eine Regelmäßigkeit, ein Gesetz entdeckt, beispielsweise das Handlungen zumeist Intentionalität zu Grunde liegt, spricht Meltzoff von Entwicklung der „*notion of self*“ (1995), also der Entwicklung der Idee von sich selbst.

Was genau aber meint Meltzoff, wenn er von der „*notion of self*“ (1995), der Idee eines Selbst spricht?

Es scheint als könne man diesen Ausdruck auf zwei Arten verstehen, zum einen eine eher schwache Interpretation der Wendung „Idee von sich selbst“ und zwar dergestalt, dass ich nicht im wörtlichen Sinn verstehe. Ich habe es nicht gedanklich, reflektierend zu durchdringen versucht, sondern ich habe eher eine Idee, eine vage Vermutung vielleicht auch eher ein Gefühl für Intentionalität entwickelt.

Auf der anderen Seite steht eine stärkere Interpretation des Ausdrucks und zwar insofern, als das Meltzoff wirklich nur das Wissen vom eigenen Selbst meint. Gleich dem Wissen beispielsweise darüber, dass es verschiedene Geschlechter gibt und ich auch einem zuzuordnen bin oder dass ich einen wahrnehmenden Körper habe oder dass sich Menschen intentional verhalten usw. Das würde bedeuten, dass Imitation Wissen *über* das Selbst generiert.

Meltzoff selbst scheint sich eher dieser starken Interpretation zugeneigt zu fühlen, da postuliert wird, dass das Verstehen der Intentionalität ein wichtiger Schritt in der Entwicklung des Selbst ist, da „the development of a notion of self as one who intends is a step forward in the infant’s “level“ of understanding self“ (Meltzoff, 1995, S.89). Das hieße also, dass das Imitationsverhalten in bezug auf das Selbst vor allem in der Wissensgenerierung *über* das Selbst eine herausragende Rolle spielt und damit wohl erst um den 18. Lebensmonat im Leben eines Kleinkindes wichtig wird.

Jedoch geht Meltzoff nicht davon aus, dass sich das Selbst in einer Art Metawissen

erschöpft, da er in seiner Theorie ein neugeborenes Kind vorstellt, welches bereits über Eigenständigkeit und Unabhängigkeit verfügt. Konkrete Aussagen über den Einfluss des Imitationsverhaltens auf das präreflexive Selbst wurden aber in seinem Theoriegebäude, so scheint es, nicht gemacht. Ob und wie das Imitationsverhalten möglicherweise bereits Einfluss auf das präreflexive Selbst haben könnte soll nun Gegenstand der weiteren Ausführungen sein.

5. Das Selbst in neuen Grenzen

Versucht werden soll mit dieser Arbeit einen Bogen zu schlagen vom Erleben des Säuglings zur spezifisch menschlichen Fähigkeit sich selbst reflektieren zu können. Um diesen Versuch zu unternehmen wird das Konzept von Tomasello (1995), welches eine Erklärung dafür findet, wie es möglich sein könnte, dass das Kind sich selbst reflektieren lernt als Grundlage herangezogen, um das bisher Erarbeitete darin einzuflechten und wenn möglich den Bogen zu schlagen.

Tomasello (1995) macht in Bezug auf die Möglichkeit von Selbstreflexivität den Vorschlag, dass wenn das Kind bereits verstanden hat, dass sich die Anderen intentional auf Objekte in der Welt beziehen können, dass das von- den-Anderen-angesprochen-werden, das Kind in diesem Augenblick selbst zum Objekt werden lässt. Das heißt, zunächst teilt der Erwachsene und das Kind in Form von *Joint Attention* Episoden den Aufmerksamkeitsfokus in Bezug auf ein drittes Objekt, beispielsweise ein Spielzeug. Um den 9. Lebensmonat beginnt das Kind nun, sobald der Erwachsene seine Aufmerksamkeit auf es lenkt, zu begreifen, dass es selbst in der Welt des Anderen ein Objekt ist. Daraus ergibt sich, nach Tomasello, die Möglichkeit, dass sich das Kleinkind zum ersten Mal in der Lage sieht sich reflektierend auf sich selbst beziehen zu können. In diesem Vorschlag jedoch versteckt sich ein zirkuläres Argument. In dem Sinne nämlich, dass das Kind schon vorher eine Idee von diesem Ich haben muss bevor es es reflexiv „greifen“ kann. Es muss schon das gegeben sein, was in der Reflektion erst konstituiert werden soll. Wie sollte es möglich sein, dass das Kind das Selbst reflektiert, das erst in der Reflektion entsteht?

Um diese Frage zu beantworten dienen die folgenden zwei Abschnitte dazu

vorzuschlagen, dass durch den körperlichen Abgleich im Imitationsverhaltens bereits direkt Geistiges miteinander geteilt wird und, dass sich die geistige Wirklichkeit, die sich das Kind um den 9. Lebensmonat herum erarbeitet, bereits im körperlichen Erleben vor dem 9. Lebensmonat angedeutet wird. Abschließend soll versucht werden Tomasellos Zirkel aufzulösen und dem Sein des vorreflexiven Selbst eine neue mögliche Perspektive hinzuzufügen.

5.1. Das Selbst und die Anderen

Betrachtet man sich nun nochmal die Auflistung von Goldman (2005) zusammen mit seinen Kritikpunkten, so liese sich diese Kritik durch einen direkteren Zugang, durch ein weniger geistig reflektiertes und mehr körperlich vermitteltes Wissen über mich selbst und die Anderen, etwas aufweichen.

1. *When I act in way w, the action is preceded or accompanied by internal states x, y and z (proprioceptive sensations, motor intentions etc.)*
2. *Therefore anyone who acts in way w will also experience internal states x, y and z*
3. *These person now before me is acting in way w*
4. *Therefore he is now experiencing or just experiences, internal states x, y and z*

Zunächst kritisiert Goldman (2005) den Punkt 1 und stellt die Frage was es eigentlich heißt, wenn man behauptet, dass die interozeptive Information als „meines“ gekennzeichnet wird. Er bezeichnet dies als eine Überforderung für das Kleinkind. Dem bisher Dargestellten zufolge scheint diese Bezeichnung aber womöglich nicht unbedingt eine Überforderung. Geht man nämlich davon aus, dass ein „wie ich“ nicht bedeutet, dass das Kind sich sprachlich auf sich selbst als Objekt bezieht, sondern wenn „wie ich“ in Form von mir als etwas körperlich Eigenem und Unabhängigen verstanden wird.

Ein weiterer Kritikpunkt, der von Goldman (2005) angeführt wird ist, dass das Kind selbst erst Zugang zu den eigenen mentalen Zuständen über andere erhält. Das also in diesem

Konzept davon ausgegangen werden muss, dass das Kind zunächst mal in Besitz alltagspsychologischer Gesetze sein müsste bevor es seine eigenen mentalen Zustände ermitteln kann und demgemäß von vornherein in einem reflektierten Abstand zur eigenen Innerlichkeit steht.

Bereits in der Theorie von Gibson (1995) steckt bezüglich dieses Problems ein anderer Vorschlag. In dem Sinne nämlich, dass das Wahrnehmen und das die-Welt-erfahren immer auch gleich Informationen über mich selbst liefert und Wahrnehmung eben nicht begleitet ist von dem Gedanken *ich* nehme jetzt XY wahr. Ich sehe, rieche, schmecke XY unmittelbar ohne dabei zu denken, dass *ich* es bin der wahrnimmt. Es steht außer Frage, dass es sich *denken lässt*: „Ich nehme jetzt einen Stuhl wahr“, aber diese Haltung ist nicht die, in der der Mensch die Welt erlebt. D.h. also, dass das Kind direkt in der Körperlichkeit ohne den Umweg über das Geistige die Welt erfährt und Zugang zu sich hat. Meine Wahrnehmung sowie meine Innerlichkeit sind nichts was ich mir erst durch alltagspsychologisches Wissen oder durch Wissen im Allgemeinen zugänglich machen muss, sondern etwas, in das ich von Geburt an – bzw. zu einem gewissen Ausmaß schon davor – eingelassen bin.

Auch im Zusammenhang mit dem Imitationsverhalten würde sich eine neue mögliche Perspektive ergeben, ginge man davon aus, dass der körperliche Abgleich das Geistige miteinbezieht und „mitdenkt“, ohne dass das Kind dadurch in reflektiertem Abstand zum eigenen Erleben gerät.

Meltzoff und Gallagher (1996) merken an, dass Imitation selbst schon intentional ist. Imitation setzt also zum einen die Intention voraus, dieses Verhalten nachzuahmen aber mehr noch – und dies scheint ein entscheidender Punkt - zum anderen fordert sie auch auf die *Intention des Anderen* nachzuahmen und zu teilen. Imitation ist nicht nur ein Abgleich des motorischen Outputs oder eine intentionale Handlung, sondern immer auch gleich ein Abgleich der Intentionen. Das Imitationsverhalten, das körperliche Nachahmen der Bewegung oder des Verhaltens führt Intentionen zueinander, gleicht sie aneinander an und ermöglicht es zugleich und direkt durch den äußeren körperlichen Abgleich eine intentionale innere Übereinstimmung zu generieren, die den Menschen nicht in einer Zweifelhaltigkeit wahrnimmt. Das Imitationsverhalten würde so also von Anfang an, einen Abgleich der Körper und der Geister auf eine nicht reflektiert vermittelte Weise, ermöglichen.

Dieser parallele Abgleich von Körper und Geist würde dem Imitationsverhalten im Zusammenhang mit der Ontogenese des Selbst eine frühere tragende Rolle zuweisen, als erst in der Wissensgenerierung über das Selbst. Dergestalt nämlich, dass der Abgleich mit den Anderen Informationen liefert über die eigene Körperlichkeit und den Bewegungs- und Handlungsmöglichkeiten in dieser Welt, die jetzt wiederum nicht getrennt von den Empfindungen und Intentionen des Menschen gedacht werden sollte.

5.2. Das Selbst als Einer unter Anderen

Zudem soll vorgeschlagen werden, dass das Kind, die von Piaget (1988) beschriebene Entwicklung des Denkens, welches sich weg bewegt von der Egozentrizität hin zu dem Verständnis, dass sich die Welt von meinen Erfahrungen, meinen Wünschen, meinen Hoffnungen unterscheiden kann -dass ich Selbst also in Relation zu sehen bin - mit Hilfe des Körpers bereits zu erfahren beginnt. Der Umstand also, dass es selbst nicht absolut ist, sondern in Grenzen lebt, dass es als etwas Eigenes, Unabhängiges existiert, was sich beispielsweise in den *moving room Studien* experimentell nachweisen ließ gehört von Geburt an auch zur Lebensrealität des Säuglings. Die Anderen zeigen dem Kind, wie man sich die Welt zugänglich macht, wie man sie im wahrsten Sinne des Wortes begreift und wie man sich in ihr bewegen kann. Auf körperlicher Ebene also ergibt sich ein Miteinander, eine Kongruenz zwischen sich selbst und den Anderen, die gepaart ist mit dem Bewusstsein, dass sich das Kind als Eigenes empfindet.

Was das geistige Erleben des Kindes betrifft, so beginnt erst um den 9. Lebensmonat diese Gewissheit, die das körperliche Erleben bereits angedeutet hat, auch im Geist Form anzunehmen. In dem Sinne nämlich, dass das Kind nun die Intention des Gegenübers als Eigene und noch darüber hinaus, als von mir selbst unabhängige Intention, die von der eigenen abweichen kann, wahrnimmt. Die Grenzen also, die durch diese Körperlichkeit vorbestimmt sind, sind eine unumstößliche Gewissheit in körperlicher und wird im Sinne der Einschränkung der Egozentrizität, zur Gewissheit in geistiger Hinsicht.

Die körperliche Wirklichkeit, welche sich exemplarisch am Imitationsverhalten darstellen lässt, sich in Abgrenzung zu anderen wahrzunehmen gepaart mit der Erfahrung, dass wir trotz aller Abgrenzung doch im Stande sind uns miteinander abzugleichen, geht der

geistigen Erfahrung von Kongruenz und Divergenz voraus. Mit etwa 18 Monaten versteht das Kind, dass nicht alle Menschen, entsprechend den eigenen Präferenzen, auch lieber Cracker als Broccoli essen möchten (Repacholi & Gopnik), sondern, dass ein anderer Mensch ihm als eigenes Wesen mit eigenen Intentionen, Präferenzen und Wünschen, kurz als Eigenes gegenübersteht.

Dies beginnt das Kind durch die Körperlichkeit lange Zeit vor dem Geist kennenzulernen.

Bezüglich des Vorschlags Tomasellos (1995) liese sich durch diese Annahme der Zirkel auflösen, welcher sich in seiner Idee, dass die Bedingung der Möglichkeit von Selbstreflexivität darin besteht, das Selbst reflektierend zu ergreifen, auflösen. Wie bereits erwähnt muss das Kind schon vorher eine Idee von diesem Ich haben muss bevor es es reflexiv „greifen“ kann. Es muss schon das gegeben sein, was in der Reflektion erst konstituiert werden soll. Diesem bereits Gegebenen könnte die hier vorgeschlagene körperliche Wirklichkeit entsprechen. Das Körperliche, das sich als Eigenes in starker Verbundenheit mit diesen Anderen empfindet.

6. Abschließende Bemerkungen

Die Frage die Wissenschaftler lange Zeit den Kopf zerbrochen haben, wie es möglich sein kann, dass das Kind etwas nicht sichtbares als gegeben und wirklich annimmt, die Frage wie es möglich ist, dass das Kind hinter diese Fassade aus Haut schauen kann, wie es vom Äußeren auf das Innere schließen kann, beginnt sich in den letzten 10 Jahren immer mehr aufzuweichen.

Das Selbst entspricht nicht, der vom Spiegeltest postulierten äußeren Erscheinung, es ist aber auch keine Entität, die unabhängig von meiner Wahrnehmung, meinem Körper, meiner Erfahrung mit ihm generiert wird. Ich bin nicht nur die Innerlichkeit und ich bin nicht nur mein Äußeres, sondern ich bin beides in engster Verschränkung miteinander und dies von Geburt an.

Dieser Körper, dieses „leibliche Wesen mir gegenüber ist der Andere und nicht nur seine Hülle oder sein Träger“ (Fuchs, 2000, S.90), doch natürlich lassen sich diese Grenzen zwischen Innen und Außen nicht zur Gänze auflösen. Ich sehe vielleicht, dass du traurig bist aber ich sehe nicht warum. Ich sehe vielleicht dass du nachdenkst, aber ich sehe nicht

worüber. Zudem lässt sich das Geistige nicht zur Gänze auf das Körperliche reduzieren. Wir werden immer ins Unendliche Denken können ohne unseren Körper dorthin mitzunehmen.

Die alten Fragen beginnen also sich aufzulösen, aber neue sind schnell gefunden:

Was genau für die Anderen in meinem Verhalten, in meiner Gestik, meiner Mimik sichtbar ist. Wie es dazu kommen kann, dass andere meine innere Verfassung besser einschätzen können als ich selbst (Austin, 1975). Und warum können selbst mir meine eigenen inneren Zustände, nicht immer direkt zugänglich sein?

Abschließend soll noch angemerkt werden, dass sich in dieser Arbeit deutlich gezeigt hat, wie schwer es ist Worte zu finden, die der Verschränktheit des körperlichen und geistigen Erlebens gerecht werden, ohne Gefahr zu laufen das Eine auf das Andere zu reduzieren. Es wäre wünschenswert, wenn sich in den nächsten Jahren Forscher finden würden, die weitere Bemühungen anstellen, um sich in diesem Bereich auf eine exakte Sprache und, wo nötig, auf neue Worte zu einigen.

7. Literaturverzeichnis:

- Abravanel, E., & DeYong, N. G. (1991). Does object modeling elicit imitative-like gestures from young infants? *Journal of Experimental Child Psychology*, 52, 22-40.
- Abravanel, E., & Sigafoos, A. D. (1984). Exploring the presence of imitation during early infancy. *Child development*, 381-392.
- Ahnert, L. (Hrsg.). (2014). *Theorien in der Entwicklungspsychologie*. Berlin Heidelberg: Springer.
- Amsterdam, B. (1972). Mirror self-image reactions before age two. *Developmental psychobiology*, 5, 297-305.
- Anastasi, A. (1958). Heredity environment and the question "How?" *Psychological Review*, 65, 197-208.
- Austin, J. L. (1986). Fremdseelisches. In J. Austin (S. 101-152). *Gesammelte philosophische Aufsätze*. Stuttgart: Reclam.
- Bahrnick, L. E., & Watson, J. S. (1985). Detection of intermodal proprioceptive–visual contingency as a potential basis of self-perception in infancy. *Developmental Psychology*, 21, 963.
- Bard, K. A., Todd, B. K., Bernier, C., Love, J., & Leavens, D. A. (2006). Self-awareness in human and chimpanzee infants: What is measured and what is meant by the mark and mirror test? *Infancy*, 9, 191-219.

- Bjorklund, D. F. (1987). A note on neonatal imitation. *Developmental Review*, 7, 86-92.
- Bruner, J. S., Watson, R., & Aeschbacher, U. (1987). *Wie das Kind sprechen lernt*. Bern: Huber.
- Butterworth, G. (1995). Self as an object of consciousness. In P. Rochat, *The self in infancy* (S.35-51). Amsterdam: Elsevier Science.
- DeCasper, A. J., & Fifer, W. P. (1980). Of human bonding: Newborns prefer their mothers' voices. *Science*, 208, 1174-1176.
- Dion, K., Berscheid, E., & Walster, E. (1972). What is beautiful is good. *Journal of personality and social psychology*, 24, 285.
- Fantz, R. L. (1963). Pattern vision in newborn infants. *Science*, 140, 296-297.
- Field, T., Goldstein, S., Vega-Lahr, N., & Porter, K. (1986). Changes in imitative behavior during early infancy. *Infant Behavior and Development*, 9, 415-421.
- Field, T. M., Cohen, D., Garcia, R., & Greenberg, R. (1984). Mother-stranger face discrimination by the newborn. *Infant Behavior and Development*, 7, 19-25.
- Field, T. M., Woodson, R., Greenberg, R., & Cohen, D. (1983). Discrimination and imitation of facial expressions by neonates. *Annual Progress in Child Psychiatry & Child Development*, 16, 119-125.
- Fontaine, R. (1984). Imitative skills between birth and six months. *Infant Behavior and Development*, 7, 323-333.
- Fuchs, T. (2000). *Leib, Raum, Person: Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Gallagher, S., & Meltzoff, A. N. (1996). The earliest sense of self and others: Merleau-Ponty and recent developmental studies. *Philosophical psychology*, 9, 211-233.

Gallup, G. G. (1970). Chimpanzees: self-recognition. *Science*, 167, 86-87.

Gibson, E. J. (1995). Are we automata? In P. Rochat, *The self in infancy* (S.3-15). Amsterdam: Elsevier Science.

Gibson, J. J. (1979). *The ecological approach to visual perception*. Boston: Houghton Mifflin.

Goldman, A. I. (1992). In defense of the simulation theory. *Mind & Language*, 7, 104-119.

Goldman, A. I. (2005). Imitation, Mind Reading, and Simulation. In: S. Hurley, N. Chater. (Hrsg.), *Perspectives on Imitation: Imitation, human development and culture*. (S.79-93). Cambridge: MIT Press.

Gopnik, A., Kuhl, P., & Meltzoff, A. (2003). *Forschergeist in Windeln: wie ihr Kind die Welt begreift*. München: Piper.

Heimann, M., Nelson, K. E., & Schaller, J. (1989). Neonatal imitation of tongue protrusion and mouth opening: Methodological aspects and evidence of early individual differences. *Scandinavian journal of psychology*, 30, 90-101.

Heimann, M., & Schaller, J. (1985). Imitative reactions among 14 / 21 day old infants. *Infant Mental Health Journal*, 6, 31-39.

- Hofsten, C. von (1989). Transition mechanisms in sensorimotor development. In A. de Ribaupierre (Ed.), *Transition mechanisms in child development*. (S. 233 - 258). Cambridge: Cambridge University Press.
- Hurley, S. L., & Chater, N. (Hrsg.). (2005). *Perspectives on Imitation: Imitation, human development and culture*. Cambridge: MIT Press.
- Husserl, E. (1995). *Cartesianische Meditationen: eine Einleitung in die Phänomenologie*. Hamburg: Meiner Verlag.
- Jouen, F., Lepecq, J. C., Gapenne, O., & Bertenthal, B. I. (2000). Optic flow sensitivity in neonates. *Infant Behavior and Development*, 23, 271-284.
- Kaitz, M., Meschulach-Sarfaty, O., Auerbach, J., & Eidelman, A. (1988). A reexamination of newborns' ability to imitate facial expressions. *Developmental Psychology*, 24, 3.
- Lailach-Hennrich, A. (2011). *Ich und die anderen: zu den intersubjektiven Bedingungen von Selbstbewusstsein*. Berlin und Boston: Walter de Gruyter.
- Lee, D. N., & Aronson, E. (1974). Visual proprioceptive control of standing in human infants. *Perception & Psychophysics*, 15, 529-532.
- Legerstee, M. (1991). The role of person and object in eliciting early imitation. *Journal of experimental child psychology*, 51, 423-433.
- Macfarlane, A. (1975). Olfaction in the development of social preferences in the human neonate. *Parent-infant interaction*, 33, 103-113.

- Maratos, O. (1982). Trends in the development of imitation in early infancy. In T.G. Bever (Hrsg.), *Regressions in mental development: Basic phenomena and theories* (S.81- 101). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Meltzoff, A. N. (1985). Immediate and deferred imitation in fourteen-and twenty-four-month-old infants. *Child Development*, 62-72.
- Meltzoff, A. N. (1990). Towards a developmental cognitive science. *Annals of the New York academy of sciences*, 608, 1-37.
- Meltzoff, A. N. (1995). Understanding the intentions of others: re-enactment of intended acts by 18-month-old children. *Developmental psychology*, 31, 838.
- Meltzoff, A. N. (2005). Imitation and other minds: The “like me” hypothesis. *Perspectives on imitation: From neuroscience to social science*, 2, 55-77.
- Meltzoff, A. N. (2007). ‘Like me’: a foundation for social cognition. *Developmental science*, 10, 126-134.
- Meltzoff, A. N., & Keith Moore, M. (1994). Imitation, memory, and the representation of persons. *Infant behavior and development*, 17, 83-99.
- Meltzoff, A. N., & Moore, M. K. (1995). A theory of the role of imitation in the emergence of self. In P. Rochat. *The self in infancy* (S.73-94). Amsterdam: Elsevier Science.
- Meltzoff, A. N., & Moore, M. K. (1997). Explaining facial imitation: A theoretical model. *Early Development & Parenting*, 6, 179.
- Meltzoff, A.N., & Gopnik, A.(1993). The role of imitation in understanding persons and developing a theory of mind. In S. Baron-Cohen, H. Tager-Flusberg, & D.J.

- Cohen (Hrsg.), *Understanding other minds: Perspectives from autism*. New York: Oxford University Press.
- Meltzoff, A. N., & Prinz, W. (Hrsg.). (2002). *The imitative mind*. Cambridge, UK: Cambridge University Press.
- Mitchell, R. W. (1993). Mental models of mirror-self-recognition: Two theories. *New Ideas in Psychology*, 11, 295-325.
- Moore, C. (1996). Theories of mind in infancy. *British Journal of Developmental Psychology*, 14, 19-40.
- Neisser, U. (1988). Five kinds of self-knowledge. *Philosophical psychology*, 1, 35-59.
- Pascalis, O., de Schonen, S., Morton, J., Deruelle, C., & Fabre-Grenet, M. (1995). Mother's face recognition by neonates: A replication and an extension. *Infant Behavior and Development*, 18, 79-85.
- Piaget, J. (1978). *Das Weltbild des Kindes*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Piaget, J. (1991). *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Piaget, J. (1998). *Der Aufbau der Wirklichkeit beim Kinde*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reissland, N. (1988). Neonatal imitation in the first hour of life: Observations in rural Nepal. *Developmental Psychology*, 24, 464.

Repacholi, B. M., & Gopnik, A. (1997). Early reasoning about desires: evidence from 14-and 18-month-olds. *Developmental psychology*, 33, 12.

Schwarzer, G., & Degé, F. (2014). Theorien der Wahrnehmungsentwicklung. In *Theorien in der Entwicklungspsychologie* (S. 94-121). Berlin Heidelberg: Springer.

Tomasello, M. (1995). Understanding the self as social agent. In P. Rochat, *The self in infancy* (S. 449-460). Amsterdam: Elsevier Science.

Tomasello, M. (2002). *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt: Suhrkamp.

Tomasello, M. (2009). *The cultural origins of human cognition*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Tomasello, M. (2012). *Warum wir kooperieren*. Berlin: Suhrkamp.

Vinter, A. (1986). The role of movement in eliciting early imitations. *Child Development*, 66-71.

Walton, G. E., Bower, N. J. A., & Bower, T. G. R. (1992). Recognition of familiar faces by newborns. *Infant Behavior and Development*, 15, 265-269.

8. Anhang

8.1. Abbildungsverzeichnis:

Abb.1 Das Supramodal Modell

8.2. Abstract (Deutsch)

Die „dualistische[...] Subjekt – Objekt – Spaltung, wie sie besonders seit der Neuzeit das moderne Bewusstsein“ (Fuchs, 2000) prägt reduziert in dieser starren Zweiteilung des Menschen das Körperliche auf einen „biologischen Apparat“ (Fuchs, 2000). In den letzten Jahren wurden bereits erste Schritte unternommen, diese lang dominierende Denktradition aufzuweichen (Meltzoff & Gallagher, 1996). Diese Arbeit möchte eine solche Aufweichung der Dualität versuchen und die daraus resultierenden neuen Gegebenheiten und Möglichkeiten bei der Beschreibung des präreflexiven und des reflexiven Selbst in den Fokus rücken.

Zunächst steht das vorreflexive Erleben des Säuglings als aktives, eigenes Wesen und die Interaktion mit den Anderen, im Vordergrund. Anhand dieser beiden Verhaltensweisen soll gezeigt werden, mit welcher Wirklichkeit sich der Säugling konfrontiert sieht, sobald die Grenze zwischen Körper und Geist weniger strikt gedacht wird, in dem Sinne, dass das Selbst nicht eingekerkert ist in den Körper eines Menschen, sondern von Geburt an durch das körperlich wahrnehmend in-der-Welt-sein geprägt und beeinflusst wird. Diese Aufweichung der Dualität ermöglicht es, die Ontogenese des vorsprachlichen Selbst und die Interaktion mit Anderen, welches anhand des Imitationsverhaltens behandelt wird, aus einer neuen Perspektive betrachten zu können und bildet die Grundlage für die Beantwortung der Fragen, ob es überhaupt möglich sein kann einen Bogen zu schlagen von der Fähigkeit der Selbstreflexivität zur spezifisch menschlichen Erkundung der Umwelt und der Interaktion mit den Anderen? Und wenn ja, wie es möglich sein könnte, dass die Erkundung der Umwelt und die Interaktion mit den Anderen als Basis für diese einzigartige Fähigkeit dienen?

Abschließend wird Tomasellos Modell (1995), welches sich mit der Möglichkeit des Eintritts in die Selbstreflexivität auseinandersetzt, herangezogen, um die „neuen“ Verhaltensweisen, diese also, welches sich aus der weniger strikten Dualität ergeben, darin einzuflechten. Es zeigt sich, dass durch die neue Sicht auf das postnatale Verhalten der Körper als Wegweiser und Vorreiter des geistigen Entwicklungspfad gesehen werden kann. Denn die körperliche Erfahrung, sich in Abgrenzung zu Anderen, als eigenes, wahrzunehmen gepaart mit der Erfahrung, dass wir trotz aller Abgrenzung doch die Gemeinsamkeiten zwischen uns wahrzunehmen im Stande sind, geht der geistigen Erfahrung von Kongruenz und Divergenz voraus.

8.3. Abstract (English)

Since modern age “dualistic subject – object – division predominates human awareness” (Fuchs, 2000). Provoked by this division the human being is separated in two parts and the body is reduced to a “biological device” (Fuchs, 2000). However, over the last years researcher started to diminish this tradition (Meltzoff & Gallagher, 1996).

This paper attempts to fortify the vanishing of dualism and takes a closer look to resulting conditions and options for describing the pre-reflexive and the reflexive self.

First of all the paper focuses on the pre –reflexive experience of the baby as an active, distinct being and the interaction with others. On the basis of those two behaviors and the assumption that the border between body and soul can be thought of as less strict, in that the self is stamped and affected through physical perception, we perceive a new impression of the baby’s experience of the self and the world around.

The “softening” of the dominance of dualism enables us to see the ontogeny of the self, the interaction with others, which will be typified by imitation behavior, with fresh eyes and serve as a basis for answers to those questions: Is it possible to find a connection between the ability for self - reflectivity, approximately 9 months after birth, to the specific human way of exploring nature and the interaction with others, before this huge step of

development? If so, how could the exploration of nature and the interaction with others serve as a basis for this unique ability?

In a final step the model of Tomasello (1995) is consulted, which deals with the challenging question how the step into self-reflexivity can occur, in order to incorporate the “new behavior”, arising from the less strict border of dualism.

As a consequence of this the body can be seen as a signpost and a precursor of the mental development. The physical experience, to perceive oneself in distinction to others coupled with the experience, that we share basic commonalities, precedes the mental experience of congruency and divergency.

8.4. Lebenslauf

Persönliche Daten

Vor- und Zuname	Annika Kohles
Familienstand	ledig
Email	Annika.Kohles@gmail.com

Schulischer Werdegang

09/1995 – 07/1999	Grundschule Burgkunstadt- Mainroth
09/1999 – 06/2008	Naturwissenschaftlich-technologisches Gymnasium Burgkunstadt mit Abschluss

Studium

	Universität Wien
10/2008 – 10/14	Studium der Psychologie Abschluss: Mag.phil.

10/2010 – 10/15	Studium der Philosophie Angestrebter Abschluss: Bachelor
10/2012- 06/2013	Ausbildung zum Wellness und Sportmasseur

Praktikum

10/ 2010 – 06/ 2011	Praktikum an der 1. Psychiatrischen Abteilung mit Zentrum für Psychotherapie und Psychosomatik
04/2011 – 01 / 2012	Assessment Center zum Aufnahmeverfahren für neue Mitarbeiter des Österreichischen Parlaments

Sprachkenntnisse

Deutsch	fließend, Muttersprache
Englisch	gute Kenntnisse in Wort und Schrift
Französisch	Elementarkenntnisse
Chinesisch	Elementarkenntnisse